



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Karl Schneider

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Karl Schneider



n der preussischen Lehrertwelt und auch über sie hinaus hat dieser Name einen wohlverdienten, guten Klang. Seit dem Jahre 1872 hat der Geheimrat D. Schneider den bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der preussischen Volksschule und des preussischen Lehrerbildungswesens ausgeübt. Unter fünf Unterrichtsministern war er der erste und, wie man ohne Einschränkung sagen darf, ausschlaggebende technische Berater für Volksschul- und Seminarangelegenheiten. Alle fünf, so verschieden sie waren, Falk, von Puttkamer, von Goppler, Graf Zedlitz und Boffe haben ihm volles Vertrauen geschenkt und reiche Anerkennung gezollt. Von den Lehrern wurde er zum Teil gefürchtet, zum weitaus größern Teil aber verehrt und geliebt. Er hat die Stiehl'schen Regulative beseitigt. Schon diese Beseitigung war — wir kommen darauf zurück — eine That, die seinen Namen unvergeßlich macht. Aber weit mehr bedeutet es, daß er der Schöpfer der an die Stelle der Regulative getretenen Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 war. Sie gelten noch heute. Wenn man bedenkt, wie kurzlebig heutzutage die Gesetze zu sein pflegen, so liegt in dieser langen Geltungsdauer einer bloßen administrativen Ordnung — noch dazu auf einem so wichtigen und viel umstrittenen Gebiet — ein Zeugnis der Bewährung, wie es nur wenig Männer in leitender Stellung aufweisen können. Der Mann, dem dieser Wurf gelungen ist, kann kein Durchschnittsmensch sein. Er muß über den Durchschnitt hoch hinausragen. Wenn ein hervorragender Mann solcher Art, der auf unser Volksleben und dessen Zukunft einen so tiefen und nachhaltigen Einfluß geübt hat — nichts wirkt so sicher in die Zukunft hinein, wie Schule und Erziehung —, wenn der uns einen Einblick gewährt in seine Lebensführungen, seine Entwicklung und in die Wege, auf denen er geworden ist, was er ist, so haben diese Lebenserinnerungen vollen Anspruch auf Beachtung auch in weitem, über die Lehrertwelt hinausgehenden Kreisen.*) Darum können und wollen auch die Grenzboten um so weniger an ihnen vorübergehen, als der Geheimrat Schneider vor Jahren zu ihren Mitarbeitern gezählt hat.

Schneider ist in seinem Leben auch litterarisch mannigfach hervorgetreten. Namentlich die von ihm veröffentlichten Vorträge, insbesondre der über Schleier-

*) Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Lebenserinnerungen von D. Dr. Karl Schneider, Wirklichem Geheimem Oberregierungsrat. Berlin, Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung), 1900. 488 Seiten Oktav.

macher und Klaus Harms (Berlin, bei Reimer) und die über Rousseau und Pestalozzi (Berlin, bei Heyfelder, jetzt Gärtnersche Buchhandlung) haben zu ihrer Zeit Aufsehen gemacht und verdiente Verbreitung gefunden. Alles, was Schneider geschrieben hat, zeichnet sich durch gründliche Gediegenheit und besonders durch Klarheit des Denkens und des Ausdrucks aus. Ein flüssiger, klarer Stil und eine frische, fesselnde Darstellung sind auch ein besondrer Vorzug der Lebenserinnerungen. Man liest sie gern, und sie lassen den Leser nicht leicht wieder los. Hier und da ergreifen sie durch besondre Innigkeit. Namentlich geht das Bild, das Schneider mit leuchtenden Farben von seiner Mutter, einer herrlichen, ungewöhnlich bedeutenden Frau, entwirft, zu Herzen. Aber auch die Mitteilungen über seine kürzlich heimgegangne, ausgezeichnete Frau sind ungemein ansprechend. Nicht selten klingt auch eine Saite gefunden, fröhlichen Humors an. Kurz, das Buch liest sich gut und gewährt dem Leser reichen Gewinn und Freude.

Schneider ist, wie jeder, der auch nur flüchtig mit ihm zu thun gehabt hat, bestätigen wird, eine äußerlich und innerlich scharf ausgeprägte Persönlichkeit. Er kannte den Platz, an den er gestellt war, und dessen Bedeutung genau. Er beanspruchte auch von andern, daß sie ihn dieser Bedeutung entsprechend behandelten. Er ist ein kluger Mann und der Ziele seiner Bestrebungen sich allezeit voll bewußt. Er hat immer gewußt, was er wollte. Er wollte sich, und was er für richtig erkannt hatte, durchsetzen, und er hat sich durchgesetzt. Er ist religiös positiv und politisch konservativ, nicht gerade im Sinne einer Parteischablone, aber mit klarer Entschiedenheit. Das hat ihn nicht gehindert, auch für Leute von abweichender religiöser und politischer Anschauung Verständnis zu haben. Er hat während seines ganzen Lebens zu Männern, die weiter links, vielleicht auch zu solchen, die weiter rechts standen, innige, freundschaftliche Beziehungen gehabt. Während seines ganzen Lebens hat er in dieser Beziehung eine schöne Weitherzigkeit und Duldsamkeit bewahrt. Auch das charakterisiert ihn als eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Je fester man innerlich in den eignen Lebensgrundsätzen gewurzelt ist, desto milder und weitherziger wird man im Urteil über andre. So soll es sein, so ist das normale Verhältnis. Namentlich gilt dies von den religiösen Überzeugungen. Der Christ, der in dem Bekenntnis seiner Kirche das edelste Gut, seinen Herzensfrieden gefunden hat, innerlich zur Freiheit gekommen ist, weiß nichts gewisser als das, wie blutwenig davon auf das Konto seines Verdienstes kommt. Er weiß, wie viel bei ihm selbst noch fehlt. Er weiß auch, an welchen schlüpfrigen Stellen, an welchen Untiefen und Abgründen sein eigner Weg vorübergeführt hat. Das macht sein Urteil milde, und je reifer er selbst wird, desto milder beurteilt er die abweichende Stellung anderer. Diese ausgereifte Entschiedenheit auf der einen und Duldsamkeit auf der andern Seite ist ein großer Vorzug, ein ganz besondrer aber für einen Schulmann und Pädagogen in leitender Stellung.

Schneider selbst bezeichnet im Vorwort sein Buch als ein „Quellenbuch.“

Das ist es auch, und glücklicherweise nicht bloß in dem üblichen engern Sinne. Es giebt erfrischende und nicht selten poetisch gefärbte Auskunft nicht bloß über die Zustände und Vorgänge auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens, sondern auch über das Leben in der Kinderstube, über die Universitätsjahre, über die Zeit des Jahres 1848, über das Familien- und gesellschaftliche Leben des Verfassers. Dadurch bekommt die Darstellung der amtlichen Verhältnisse, der amtlichen Aufgaben und Zwecke Farbe und Frische; die amtliche Thätigkeit Schneiders erhält erst dadurch den lebendigen, wirkungsvollen Hintergrund.

Schneider ist im Jahre 1826 in Neusalz an der Oder geboren, also ein Niederschlesier. Eine warme Anhänglichkeit des Verfassers an seine Heimatprovinz durchzieht das ganze Buch. Seinen Sommerurlaub hat er mit wenig Ausnahmen fast immer in Schmiedeberg im Riesengebirge verlebt. Erst sehr spät hat er die Herrlichkeit der Alpenwelt mit seiner Frau kennen gelernt. Von Jugend auf aber hat er nicht nur ein offnes Auge, sondern auch ein warmes Herz für die Schönheit und die Wunder der Natur, für die kleinen nicht minder als für die großen gehabt.

Der Vater war Patrimonialrichter, Kreisjustizrat und Justitiar, ursprünglich in guten Verhältnissen. Das großväterliche Rittergut mußte aber in der Not verkauft werden. Auch das Vermögen der Mutter, der hochgebildeten Tochter des Hof- und Kriminalrats Michaelis in Glogau, ging verloren. Die Eltern lebten seitdem getrennt voneinander. Der Vater starb früh. Die ganze Last der aus drei Brüdern und drei Schwestern bestehenden Familie lag auf der Mutter. Schneider hat der Trefflichen, die in äußerst knappen Verhältnissen mit großer Tapferkeit und bewundernswerter pädagogischer Weisheit die Kinder erzog, in seinem Buche ein schönes Denkmal gesetzt. Die pietätvolle Liebe, mit der er die Mutter, die feine Charakteristik, mit der er nicht ohne Humor die Geschwister schildert, sind, auch rein litterarisch angesehen, eine wertvolle und fesselnde Leistung. Was Schneider aus seinen ersten Schuljahren und aus der Zeit erzählt, in der er das Gymnasium in Schweidnitz besuchte, was er über seine Lehrer und deren methodische Absonderlichkeiten, auch über die Kinderstube und die Pädagogik seiner Mutter erzählt, ist auch kulturgeschichtlich von Interesse und wird natürlich vielfach von den spätern pädagogischen Erfahrungen des gereiften Schulmanns beleuchtet. Schon in seinen letzten Schuljahren erwachte bei ihm das politische Interesse. Kein Wunder. Es war die gärende Zeit der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV., der schlesischen Weberumulte, der Verweisung Rudolf Gottschalls von Königsberg und Breslau. Im September 1844 bestand Schneider die Reifeprüfung. Er ging nach Breslau, um Theologie zu studieren.

Die beiden Kapitel über die Universität und das Jahr 1848 sind für den, der das Schneidersche Buch nicht gerade als Fachmann, d. h. als Pädagoge oder Lehrer liest, zweifellos die beiden interessantesten. Sie enthalten in frischer Darstellung eine Menge kulturgeschichtliches Material in prägnanten, oft

anekdotenhaft, aber frisch und wahrhaftig erzählten Zügen. Schneider bemerkt, daß er mit ganz unzureichenden Vorkenntnissen zur Universität gekommen sei. Wem wäre es nicht ähnlich ergangen? Es kommt auch wirklich viel weniger auf die positiven Vorkenntnisse an, als auf ein gewisses Maß geistiger und sittlicher Reife. Schneider treibt auch mit seiner Reife oder Unreife keine Schönfärberei. Die meisten Reisezeugnisse müßten ja, streng genommen, Unreisezeugnisse sein. Nur selten, sehr selten sind die Examinatoren bei der Reiseprüfung wirklich in der Lage, ein tiefer begründetes Urteil über die Reife der von ihnen geprüften Abiturienten zu haben. Namentlich über deren Charakterreise wissen sie meistens wenig. Glücklicherweise hilft das Leben hier in vielen Fällen von selbst ausreisend nach. Es macht einen guten Eindruck, daß Schneider sich darauf beschränkt, zu bemerken, daß er dem selbstgewählten Studium der Theologie den Drang seines Herzens entgegenbrachte. Dieser Drang hatte, wie bei so vielen aus jener Zeit und wohl auch heute noch, seine typische Vorgeschichte. Ein Mitschüler hatte auf Grund des Konfirmandenunterrichts den Zweifel in seiner Brust angeregt. Der Diakonus hatte erklärt, Christus sei nicht Gottes Sohn, ein Gott könne nicht Vorbild für Menschen sein. Diese Gedanken — wer hätte in der Jugend nicht damit zu thun gehabt? — arbeiteten in der Seele des Jünglings weiter, und da sie weder auf dem Gymnasium noch im Hause eine klare Lösung fanden, so erwartete der junge Mulus die Antwort auf die ihn bewegenden Zweifelsfragen von der Universität. In der andächtigsten Stimmung, mit den heiligsten Vorsätzen und wenn auch nicht mit gefalteten Händen, so doch innig betend fuhr er in Breslau ein.

Außerordentlich anschaulich schildert er den Lehrkörper der damaligen theologischen Fakultät. Seine Charakteristik der Professoren David Schulz, Middeldorff, Dehler, Gaupp, Wilhelm Böhme, Suckow, Rübiger und Rhode wird auch heute noch bei den wissenschaftlichen Theologen Zustimmung finden. Nur den Generalsuperintendenten Professor Dr. August Hahn scheint er ein wenig zu unterschätzen.

Sehr hübsch wird mit kurzen Worten das bewegte kirchliche Leben der Zeit geschildert. In Rötten tagten die Lichtfreunde. Uhlich, Wislicenus und Balzer erregten die Massen. Die Streitschriften von Wislicenus in Halle „Ob Schrift, ob Geist?“ und von dem ganz oberflächlichen, aber unglaublich rücksichtslosen Superintendenten König in Anderbeck „Herr Hengstenberg“ gingen von Hand zu Hand. In diese Unruhe mitten hinein fiel Johannes Ronges offener Brief an den Bischof Arnoldi von Trier, Gzerskis Auftreten in Schneidemühl und die ganze deutschkatholische und freigemeindlerische Bewegung. „Das Dogma, sagt Schneider, daß konservative Gesinnung mit religiösem Freisinn und Liberalismus mit kirchlich positiver Richtung unvereinbar sei, war noch nicht erfunden,“ wohl aber vollzog sich sehr bald eine Scheidung zwischen den liberalen und radikalen Gruppen, und diese Scheidung ging bis in die Studentenschaft hinein. Schneiders Schweidnitzer Kommilitonen

schlossen sich den Radikalen an. So kam auch er zu diesen. Eine Diskussion, in die er mit einem tschechischen Juristen geriet, führte ihn in atheistische und pantheistische Irrwege. In dieser Zeit hospitierte er in den Vorlesungen des geistvollen Professors Braniß. Hier machte er die Bekanntschaft des Studenten Adalbert Falk, der später sein Freund fürs Leben wurde.

Auch mit dem Gedanken, unzufatteln und Jurist zu werden, hat er sich begreiflicherweise damals getragen. Mit seinem Freunde, dem spätern Berliner Rechtsanwalt Hiersemenzel, ging er zum Dekan der juristischen Fakultät, Professor Wilda, traf ihn aber nicht zu Hause. Darin sah er, der Pantheist, göttliche Fügung. Er ging wieder zu Middelborpff in das Kolleg über Jesaias, wurde dem theologischen Studium wieder gewonnen und arbeitete von da an fleißig, namentlich in den akademischen Seminaren und Disputatorien. Sein Ziel war damals und noch für lange Zeit die akademische Laufbahn.

Dazwischen nahm er aber an den politischen Interessen, die in jener Zeit alles beherrschten, den lebhaftesten Anteil, und dies brachte ihn auch mit hervorragenden jüngern Männern, die dabei eine Rolle spielten, in vorübergehende Berührung. So mit Lassalle, Eduard Laszker, Berthold Auerbach. Zum erstenmal gepredigt hat er in der Elftausend Jungfrauenkirche in Breslau am Neujahrstage 1848, nicht ohne einen politischen Anstrich.

Er giebt uns in seinem Buche wohlweislich keine eigentliche Geschichte des Jahres 1848, wohl aber eine Reihe von Einzelbildern dessen, was er selbst damals erlebt hat. Man mag diese flotten Erzählungen im Buche selbst nachlesen. Sehr zutreffend sagt er von dem „Ministerium der rettenden That,“ daß ihm zwei starke Verbündete in dem frühen, von häßlichem Wetter begleiteten Winter und in der Cholera erstanden seien. „Diese unheimlichen Mächte, fährt er fort — unheimlich war aber eigentlich nur die Cholera, nicht das Wetter —, haben kräftiger wie Mantoueßels Klugheit und Wrangels Reden den Aufstand im Keime erstickt; mir aber hat der Einfluß, den erst die Frühlingssonne und dann der Winterschnee auf die Geschichte des merkwürdigen Jahres geübt haben, die Frage nahe gelegt, ob der Gang der Natur sich wirklich so ganz mechanisch vollziehe, wie mir mein tschechischer Freund vor vier Jahren bewiesen hatte.“ Ein recht achtbarer Gedanke für den stark demokratisch angehauchten jungen Theologen.

Die Aussicht auf eine Hauslehrerstelle in Florenz zerschlug sich. Noch vor dem ersten theologischen Examen übernahm Schneider eine Hilfslehrerstelle an einer höhern Privattöchterchule in Reife gegen ein Honorar von zweiundzwanzig Thalern monatlich für vierundzwanzig in der Woche zu gebende Stunden. Hier hat er durch die Praxis den Grund dazu gelegt, daß er später ein so tüchtiger Schulmeister geworden ist. Die kleinen und die großen Mißgriffe und Erfahrungen des Anfängers, die er anschaulich mitteilt, sind wertvolle pädagogische und methodische Fingerzeige für den angehenden Schulmann. Aber schon hier zeigt sich der tüchtige Kern, der in dem jungen Lehrer steckte, ein gewissenhaftes, ja peinliches Pflichtgefühl, vielleicht ein Erbteil vom Vater,

mehr aber noch ohne Zweifel von der treuen, tapfern Mutter, genährt und gehoben durch den gesellschaftlichen Verkehr in einem Kreise edler, durch echte Herzensbildung ausgezeichneten, hochgebildeter Frauen.

Neben seinem Schuldienste half er vielfach im Predigen aus. Das nötigte ihn wohl oder übel, sich zu einer klaren Stellung in den Fragen des christlichen Glaubens durchzuringen. Es gelang ihm, zu freudiger Gewißheit zu kommen. Schneider behandelt diese religiöse Seite seiner Entwicklung überaus keusch und mit einer vielleicht etwas zu weit gehenden Zurückhaltung. Man möchte beim Lesen des Buchs über diesen tiefsten Grund der sich entfaltenden Persönlichkeit an manchen Stellen deutlicheren Aufschluß haben, wo sich der Verfasser — zuweilen nicht ohne eine ans Schalkhafte streifende Reserve — auf ganz leise Andeutungen über die rätselhaften, psychologischen Vorgänge im Menschenherzen beschränkt. Aber wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen? Auf diesem zartesten aller Gebiete kann man mit Worten nicht vorsichtig genug sein. Es giebt wohl einzelne naive Naturen, die sich auch über diese Dinge mit einer kindlichen Offenheit breiter aussprechen können, ohne damit Schaden anzurichten und selbst Schaden zu nehmen. Zu diesen seltenen naiven Naturen gehört Schneider nicht. Er ist ein Mann der bewußten Reflexion und des auf das als recht erkannte Ziel mit wohl überlegter, berechnender Thatkraft hinstrebenden Verstands. Das hindert ihn nicht, über die Vertiefung seines theologischen Wissens und Denkens die unentbehrliche, wenn auch knappe Auskunft zu geben. Im November 1850 bestand er das erste theologische Examen. Sehr charakteristisch ist der Unfug, den die Examinatoren mit der Abhörung der Prüfungspredigt trieben. Die Prüflinge wurden, natürlich(!) ohne Gemeinde, der Reihe nach auf die Kanzel geschickt. Dann rief der Examinator hinauf: „Einleitung,“ „zweiter Teil,“ „Schluß,“ oder was er eben hören wollte, und dann wurde der verlangte Abschnitt vortragen. Nachdem alle sechs Examinanden auf diese Weise „gepredigt“ hatten, empfingen sie in der Sakristei ihr Urteil. „Vorán ging die ziemlich selbstverständliche Bemerkung, daß einige nur hergesagt, andre deklamiert hätten. Dann gingen die Herrn mit den Einzelnen scharf ins Gericht. Einem sagte der Konsistorialrat Wachler: Herr B., Sie sind öfter stecken geblieben, ich kann Ihnen das nicht übel nehmen, denn ein so zusammenhangloses, gedankenarmes Gewäsch hätte ich auch nicht erlernt. Der junge Mann erhielt aber die *venia concionandi* und ist auch ein tapfrer Phrasenheld geworden.“

Und nun denke man an die zentrale Stellung, die die Predigt des göttlichen Wortes in der evangelischen Kirche einnimmt. Kann man sich bei dieser geradezu frivolen Handhabung der für das Leben unsrer Gemeinden ausschlaggebenden Prüfung der Kandidaten über die schreienden Zustände im evangelischen Gemeindeleben wundern? Schon daß man die Prüfungspredigt nicht vor einer Gemeinde halten, daß man einzelne Stücke vor leeren Bänken hersagen läßt, ist eine Entweihung der Kanzel und der Predigt und macht ein ernstes Urteil über die Befähigung des Kandidaten zum Predigen ganz un-

möglich. Was kann denn bei solcher Behandlung einer wahrlich tief ernsten Sache anders herauskommen, als die Legitimierung einer großen Zahl von Phrasendreschern zum evangelischen Kirchendienste? Da liegt ja gerade unser Schade. Ein Phrasenheld auf einer evangelischen Kanzel ist jedesmal ein Giftmischer, der auf das gesunde religiöse Leben der Gemeinde losgelassen wird. Auch heute wird aus angeblichem Zeitmangel wenn nicht ganz so schlimm, so doch ähnlich in den theologischen Prüfungen verfahren. Die Herren vom Kirchenregiment und die examinierenden Konsistorialräte sollten sich schämen, wenn sie bei der Prüfung der künftigen evangelischen Geistlichen mit so unverantwortlicher Leichtfertigkeit verfahren. Schneider enthält sich jeder weiteren Kritik dieser haarsträubenden Prüfungsweise. Sie richtet sich ja selbst, aber man liest zwischen den Zeilen die gerechte Ironie, um nicht zu sagen Empörung, mit der er über derartige schwindelhafte Verkehrtheiten hochwürdiger Examinatoren berichtet.

Im Frühjahr 1851 machte er das Rektorexamen, und vor Weihnachten desselben Jahres bestand er die zweite theologische Prüfung. Das war ein schönes Weihnachtsfest, das er bei seiner Mutter in Schmiedeberg verlebte. Dort predigte er denn auch am Sonntag nach Weihnachten mit großer Freude das immer neu von uns erlebte Evangelium. In Reife aber vertiefte er sich bei aller kirchlichen Arbeit mehr und mehr in die immer reicher an ihn herantretenden Aufgaben des Unterrichts. Es war eine schöne Zeit, reich an Arbeit, aber auch reich an Gewinn und erfrischender Anregung. Ganz ergötzlich schildert Schneider die wissenschaftliche Gesellschaft Philomathie in Reife und einzelne Erfahrungen in seinem Schulleben. Was er aber begehrte, war ein Pfarramt. Er wurde endlich im Jahre 1852 in Löwen zum Diakonus und Rektor gewählt. Seine Mutter und seine Schwester Sofie zogen zu ihm. Bei seiner Ordination wurde er auf die unveränderte Augustana verpflichtet. Es ist bezeichnend für den Entwicklungsgang seines innern Lebens, daß ihm das unbedenklich war. Zumal die lutherische Abendmahlslehre sprach ihn durch ihren lebendigen, poesievollen Inhalt an. Es war die Zeit der kirchlichen Reaktion. Der vulgäre Rationalismus war nicht bloß auf den Universitäten und bei den Konsistorien, sondern auch in den Gemeinden in Mißkredit gekommen. Die zur Herrschaft gekommene Rechtgläubigkeit war aber, wie Schneider zutreffend darlegt, nicht tot, sondern wandte sich auf Wicherns Anregung hin mit lebensvollem Eifer den Werken der barmherzigen Liebe und der innern Mission zu. Schneider hat sein Verhältnis zu seinem Amtsvorgänger und zum Hauptpastor mit feiner Feder geschildert. Seine ersten Erfahrungen im geistlichen Amte sind nicht bloß kurzweilig, sondern auch sehr nützlich und lehrreich zu lesen. Im Jahre 1854 wurde ihm die Stelle des Religionslehrers an dem neu zu begründenden Gymnasium in Krotofschin angeboten. Obwohl die Einnahme dieser Stelle hinter seiner bisherigen Pfarreinnahme stark zurückblieb, zog ihn doch die Mitarbeit an der Evangelisierung und Germanisierung der Provinz Posen so an, daß er sich unter Zustimmung seiner Mutter und

seiner Schwester bereit erklärte, nach Krotoschin zu gehn, wenn ihm dort ein geistliches Nebenamt übertragen würde. Gehalt beanspruchte er dafür nicht. Wirklich stand die Begründung eines Diakonats an der evangelischen Kirche in Krotoschin in Aussicht. So ging er im Juli 1854 getrost dorthin und fand in der zwar überwiegend deutschen, aber einen vorgeschobnen Posten gegen das Polentum bildenden Stadt sehr lohnende, für ihn freilich neue Aufgaben. Wie er in den dortigen Verhältnissen viel neues lernen mußte und gelernt hat, wie er allmählich auch wirtschaftlich vorwärts kam, wie er — auch diesesmal im Widerspruch mit seinen materiellen Interessen — in das evangelische Pfarramt in Schroda berufen wurde und es annahm, wie er sich im Oktober 1856 mit der außerordentlich anmutigen und liebenswerten Pflegetochter des Majors und Bataillonskommandeurs Hoffmann in Krotoschin verlobte und sie im April 1857 heimführte, wie völlig anders sich Leben und Wirksamkeit in dieser deutschen und evangelischen Diasporagemeinde (in des Worts verwegenster Bedeutung) gestalteten, wie eigentümlich, aber günstig der gesellige Verkehr dort war, das alles, mit konkreten Thatsachen lebendig illustriert, fesselt den Leser, mag er Geistlicher oder Laie, Lehrer sein oder nicht, von Anfang bis zu Ende und enthält ein gutes Stück praktischer Lebensweisheit. Hier wurde Schneider auch Mitarbeiter an der Schmid'schen Encyclopädie des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens. Er hat für dieses Werk den Artikel „Leibniz“ geschrieben, und diese Studien haben auch für sein späteres Leben Bedeutung gewonnen, auch ohne Zweifel mit dazu beigetragen, daß er vielfach mit seinem trefflichen gelehrten Namensvetter Dr. R. F. Th. Schneider — er ist als Geheimen Regierungs- und Provinzialschulrat in Schleswig gestorben — verwechselt wurde. Merkwürdig, nebenbei gesagt, daß ein so sorgfältiger Mann wie unser Schneider, ein Pädagog und Schulmann, der doch auf Korrektheit der Schreibweise zu achten amtlich gewöhnt sein muß, mit bedauerlicher Konsequenz den Namen des großen Philosophen falsch, nämlich Leibniz statt Leibniz schreibt. Man findet diesen Irrtum häufig, und es kommt ja so gut wie nichts darauf an; aber ein Mann wie Karl Schneider sollte sich solche Flüchtigkeiten nicht erlauben. In Schmid's Encyclopädie ist der Name sicher richtig geschrieben oder vielmehr gedruckt.

Auch sonst ist die Episode in Schroda reich an litterarischer Thätigkeit, und die Erzählung davon an allerhand Kuriositäten. Schneider hatte von Schroda aus einmal Aussicht, geistlicher Inspektor bei dem theologischen Konvikt des Klosters Unserer lieben Frauen in Magdeburg zu werden, eine Stellung, für die er in der That geeignet gewesen wäre, wie kaum ein zweiter. Für die Masingsche Sonntagsbibliothek hatte er die Lebensbeschreibungen von Klaus Harms und Gotthilf Heinrich Schubert übernommen. Diese letzte hat mit Recht wiederholte Auflagen erlebt. Die von Klaus Harms nicht. Das läßt sich verstehen nach dem, was Schneider selbst von einem kleinen Kampfe um diese Biographie mitteilt. Die Sonntagsbibliothek wurde von einem mecklenburgischen Pastor Nische herausgegeben. Schneider hatte in seiner

Arbeit über Klaus Harms dessen fünfundneunzig Thesen von seinem unionistischen Standpunkt aus beurteilt und unter anderm geschrieben: „Die drei letzten Thesen, welche das starre Luthertum empfehlen, sind die schwächsten.“ Dann hatte er erzählt, Schleiermacher habe gesagt, in Berlin habe man einige Tage davon gesprochen und sie dann vergessen. In der Korrektur des Pastors Nische fand Schneider plötzlich seinen Text dahin geändert: „Es war wohl nur die Ohnmacht giftigen Reides, wenn Schleiermacher schrieb usw.“, ferner „die drei letzten Thesen sind die herrlichsten.“ Schneider wurde wild und schrieb an Klasing, er könne sich die Änderungen nicht gefallen lassen; wenn Herr Nische, der nicht einmal Preuze sei, unsre Union abgeschafft wissen wolle, so möge er diesen Wunsch dem Prinzregenten vortragen, der werde ihm ja gewiß Folge geben. Die Folge war, daß Nische von der Sonntagsbibliothek zurücktrat und Schneiders Klaus Harms unverändert gedruckt wurde. Diese ganze Erzählung ist charakteristisch für Schneider. Er wird leicht wild, ist persönlich empfindlich und schießt dann natürlich leicht über das Ziel hinaus. Man kann ein Mann der mildesten Unions- und Friedensgesinnung sein, ohne daß man gerade für die kirchenpolitische Mache der preussischen Union zu schwärmen braucht. Die letzten drei Klaus Harms'schen Thesen sind weder die herrlichsten, wie Nische, noch die schwächsten, wie Karl Schneider — jeder schon mit dem Superlativ der gereizten oder reizbaren Polemik — sagt. Es ist auch gar nicht wahr, daß die letzten drei Thesen das starre Luthertum empfehlen. Die dreieundneunzigste These bezeichnet die reformierte Kirche als eine herrliche Kirche, die sich vorzugsweise am Worte Gottes bilde. Die vierundneunzigste These nennt die lutherische Kirche, die doch auch noch im Rahmen der preussischen Union besteht, herrlicher als die katholische und die reformierte, weil sie sich am Sakrament wie am Worte Gottes hält und bildet, und die fünfundneunzigste These sagt etwas optimistisch, daß schließlich die Wege der reformierten und der katholischen Kirche auch ohne der Menschen absichtliches Zutun in die lutherische einmünden, und daß nur der Gottlosen Weg vergeht. Weshalb sich Schneider, der doch selbst dem lutherischen Lehrbegriff konform glaubt, gegen die drei letzten Thesen so gewaltig ereifert hatte, ist gar nicht zu verstehn. Nur hätte Nische ihn nicht so diktatorisch korrigieren sollen. Das braucht sich ein anständiger Mann nicht gefallen zu lassen. Insoweit hatte Schneider Recht.

In die Schrodaer Zeit fällt auch Schneiders erste Thätigkeit für die Grenzboten. Er schrieb die „Deutschen Briefe aus der preussischen Provinz Posen.“ Er hat damit nicht nur einen großen litterarischen Erfolg gehabt, sondern er hat sich auch um die deutsche Sache nicht bloß in Posen, sondern in den Grenzgebieten überhaupt durch diese frischen Zeugnisse sehr verdient gemacht. Aber schon in der übrigens sehr lebendigen und interessanten Darstellung seiner Schrodaer Erlebnisse tritt für den, der Schneider kennt, ein für diesen charakteristischer Zug hervor, der Zug zur Ironie. So liebenswürdig und feinsinnig auch Schneiders Ironie fast immer erscheint — er ironisiert sich

übrigens auch gelegentlich selbst —, so hat er sich später damit auch manchen unfreundlichen Widersacher geschaffen. Manchmal sieht er Gespenster, d. h. er sucht und sieht in manchen Dingen Spizen und Dornen, wo keine sind. Als Moritz Busch, der damalige Redakteur der Grenzboten, ihm mitteilt, daß seine Aufsätze über Posen den Beifall Bismarcks gefunden haben, „wußte“ er, daß seine Briefe „bestellte Arbeit“ gewesen waren. Das klingt, wie wenn er wider sein Wissen das Unglück gehabt hätte, ein Preßreptil zu werden. Aus Bismarcks Beifall allein ergab sich das keineswegs. Und wenn Schneider mit seiner Arbeit wirklich der Regierung einen erwünschten Dienst geleistet hatte, so gereichte ihm dies weder zum Unglück noch zur Unehre. Denn er hatte mit reinem Willen und als ein unabhängiger, freier Mann seine Kraft für eine gute und patriotische Sache eingesetzt. Es ist wahrlich kein Makel, wenn man mit reinen Händen für ein gutes und edles Ziel thätig ist, in dessen Erstrebung man sich auch mit der Staatsregierung begegnet. Aus Schneiders Darstellung klingt aber ein leises Bedauern heraus. Seine alten Beziehungen zum doktrinären Liberalismus der damaligen Zeit mögen ihm dabei in den Gliedern gelegen haben. Er erwies sich in der Schrodaer Zeit als ein ehrlicher, wahrhaftiger und selbständiger Mann. An dem „Wettlaufe, den Orthodoxyismus und Frömmerei Ende der fünfziger Jahre einschlugen, und an den Demonstrationen der damaligen Zeit“ (Loyalitätsadressen) hat er sich nicht beteiligt. Diesen Auswüchsen gegenüber hat er tapfer „gestreift.“

Im Jahre 1862 erst holte er mit seiner Frau die Hochzeitsreise nach, d. h. er fuhr mit ihr auf zehn Tage nach Berlin. Wie nett und gesund ist das gegenüber dem konventionellen Unfug, der heutzutage mit den Hochzeitsreisen getrieben wird.

(Schluß folgt)



Paul Heyse



Mensch, mit deinem Tichten ist wenig auszurichten, ließ der Prediger, der den vierundzwanzigjährigen Paul Heyse mit der Tochter Franz Ruglers zu trauen hatte, die Hochzeitsgesellschaft in der Kirche singen, worauf er dann freilich in der Traurede noch eine freundliche Anspielung auf die poetische Zukunft des Bräutigams machte. Setzt giebt uns der Siebzigjährige in einem wundervollen Buche (Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, Berlin, Herp) über das dennoch Ausgerichtet einen fesselnden Überblick. Anmutig erzählt er darin von seinem Elternhause in dem alten Berlin, von seiner urgefunden, originellen und witzigen Mutter („Kinder, meine Reden sind nicht so schwach, daß sie gehalten